

DIE UNGELIEBTE UNIVERSITÄT¹

JOCHEN HÖRISCH

»Würdelos – Die Universität muss sich selbst wieder ernstnehmen«: Unter diesem drastischen Titel erschien vor gut zwei Jahren ein Artikel aus der Feder von Martin Spiewak im Wochenblatt *Die Zeit*. Darin hieß es:

»Dreimal begegneten sich US-Präsident George Bush und Herausforderer John Kerry zu einem Fernsehduell. Dreimal war der Schauplatz eine Universität. Was in den Vereinigten Staaten Tradition hat, ist in Deutschland undenkbar. Anders als in den USA, in England oder Frankreich haben die deutschen Hochschulen ihre Bedeutung als intellektuelle Zentren des Landes längst verloren. Sie sind weder ein wichtiges Forum für politische Debatten noch ein relevanter Schauplatz gesellschaftlicher Wirklichkeit. / Harvard, Oxford oder die Sorbonne dienen immer wieder als Bühne großer Bücher oder Filme. Der einzige bekannte deutsche Hochschulroman heißt *Der Campus* und ist bezeichnenderweise eine Groteske über den verlotterten Zustand der Universität. Ansonsten hängt der akademischen Welt bei uns das Image an, langweilig, mittelmäßig und irgendwie charakterlos zu sein.«

Soweit das Zitat. Klare und zutreffende Worte. Die deutsche Universität hat seit langem und zunehmend in den letzten beiden Jahrzehnten an Ansehen, Würde, Macht und Einfluss verloren. Man kann das – leider! – sehr sinnfällig mit einer Szene illustrieren, die so noch vor wenigen Jahren nicht einmal denkbar war. Die Spitzenvertreter meiner Universität – der Universität Mannheim – führen alle mitsamt nach Frankfurt, um dort in der Vorstandsetage der Deutschen Bank weitreichende Entscheidungen über die Schließung von gleich zwei Fakultäten zu fällen. Warum tagte der Universitätsrat nicht in der Universität, sondern in einem fast hundert Kilometer entfernten Bankenturm? Weil ein Mitglied des Mannheimer Unirates zugleich Mitglied des Vorstands der Deutschen Bank ist und notorisch wenig Zeit hat. Wie gut vorbereitet und informiert dieser systematisch gestresste Universitätspolitiker im Nebenberuf in die Sitzung ging, entzieht sich naturgemäß meiner Kenntnis. Dass die Universitäts-Repräsentanten in das Bankgebäude gehen, wenn es um wich-

1 Der nachfolgende Text wurde in dieser Form zunächst im Rahmen der Reihe Aula des SWR vorgetragen (Sendung vom 7.1.2007).

tigste Universitätsdinge geht, löst Kopfschütteln und Indignation bei all den sei's linken, sei's konservativen Köpfen aus, die noch wirklich an der Idee der unbedingten Universität festhalten.

Die Universität als selbstbewusste Institution – das ist heute in Deutschland, anders als etwa in den USA, eine befremdliche Vorstellung. Die Phantasie, Angela Merkel und Gerhard Schröder hätten sich, womöglich unter der Moderation eines medienkompatiblen Politologie-Professors in der Alten Aula der Heidelberger Universität und im Senatsaal der Berliner Humboldt-Universität zu einem Kandidaten-Duell um das Bundeskanzleramt getroffen, mutet geradezu exotisch an. Selbstredend trafen sich die Kandidaten in TV-Studios; Rücksicht nehmen mussten sie dabei auf die Befindlichkeiten konkurrierender öffentlich-rechtlicher und privater Medienanstalten, nicht aber auf das Selbstbewusstsein einer gastgebenden Alma Mater. Dennoch hat bekanntlich Universitäres in den letzten Bundestagswahlkampf hineingespielt. Sprichwörtlich wurde der von Bundeskanzler Schröder immer erneut und stets rhetorisch erfolgreich apostrophierte und ironisierte »Professor aus Heidelberg«, der einen bemerkenswert schlüssigen Vorschlag zur Vereinfachung des nun wirklich lachhaften deutschen Steuerrechts gemacht hatte. Vorbei sind umgekehrt und mit dem »Fall Kirchhof« wohl bis auf weiteres auch die Zeiten, in denen es für Professoren attraktiv war, zeitweise den vielbeschworenen Elfenbeinturm zu verlassen und in die Politik zu gehen. Im und um das Kabinett von Willy Brandt tummelten sich Professoren wie Ehmke, Maihofer, Schiller, Dahrendorf und Steinbuch; Kurt Biedenkopf und Hans Maier standen dafür ein, dass nicht nur im linksliberalen, sondern auch im so genannten bürgerlich-konservativen Milieu zumindest zwei Professoren mittlere Machtpositionen einnehmen konnten, bevor sie von Politikern wie Bundeskanzler Kohl ausgebremst wurden. Seitdem aber hat neben der universitären Sphäre auch die Sphäre der Politik einen erheblichen Renommée- und Funktions-Verlust erlitten. Vieles spricht, auch wenn solche Äußerungen gänzlich unpopulär sind, dafür, dass die deutsche Öffentlichkeit mit ihren zumeist mäßig bezahlten Politikern allzu streng umgeht und den Beruf des Politikers so unattraktiv macht, dass kluge und ehrgeizige Köpfe ihn kaum mehr anstreben. Doch dies ist nicht das eigentliche Thema dieses Aufsatzes. Er gilt vielmehr der ungeliebten, unattraktiv gewordenen, verwalteten, unterausgestatteten, formalisierten Universität, die alles, nur eben dies nicht mehr ist: eine Alma Mater. Was ja nichts anderes heißt als dies: eine näherende Mutter.

Zu den größeren Kränkungen ihrer nach wie vor wohlbestallten, wenn auch seit Einführung der sogenannten W-Besoldung deutlich schlechter als noch vor wenigen Jahren dotierten Professoren gehört es,

dass sie die mangelnde Universitäts-Liebe jüngerer Nachwuchskräfte zu spüren bekommen. Und zwar auf vertrackt deutliche Weise, nämlich in Form ausbleibender ödipaler Kämpfe. Sie machen eine tief irritierende Erfahrung, die nur noch wenige Ausnahmen kennt: kaum ein wirklich guter junger Kopf will mich mehr verdrängen und das besser tun, was ich mache; kaum ein Hochbegabter will mehr die Lehrkanzel erobern, um von dort aus die Wahrheit und nichts als die lautere, unbedingte Wahrheit zu verkünden. Eine abgründige Erfahrung. Denn über lange Zeit hinweg galt: Brillante Köpfe, so die große und nicht nur illusionäre Erzählung der Universität, wollten Lehrstühle erobern. Wer begabt, leistungsbereit und intellektuell unabhängig war, wer auf sich und seine Denkmotive hielt und nicht nur auf Macht und Geld schielte, wollte Professor werden. Heute häufen sich hingegen unter Professorenkollegen, die noch offen vertrauliche Gespräche führen, Geschichten von den Körben, die sie selbst in Zeiten heikler Arbeitsmarktverhältnisse bekommen haben, wenn sie einem Nachwuchswissenschaftler eine der raren freien Assistentenstellen angeboten haben.

Man erfährt dann zumeist Dank für das nette Angebot, und man erfährt die Gründe für die Ablehnung. Die sind erst einmal profaner Natur: in anderen Berufsfeldern kann ein junger Mediziner, ein brillanter Jurist, ein begabter Informatiker, ein leidenschaftlich forschender Biogenetiker oder ein virtuoser Musik-, Literatur- oder Kunstkkenner deutlich besser verdienen. Aber auch sonst haben Privatkliniken, Werbeagenturen, Galerien, Anwaltspraxen, Zeitschriftenredaktionen und Medienanstalten akademischen Berufsanfängern mehr zu bieten als die Universitäten, nämlich bei hoher Qualifikation und Leistungsbereitschaft vergleichsweise gute Aussichten auf eine kontinuierliche Karriere. Und eben dies ist an Universitäten nicht der Fall. Man vergisst beim gängigen und auch einleuchtenden Spott über die Privilegien beamteter Hochschullehrer häufig das enorme, so ganz und gar nicht dem Klischee vom öffentlichen Dienst entsprechende Risiko, das junge Köpfe eingehen, wenn sie sich für eine wissenschaftliche Laufbahn entscheiden.

Das durchschnittliche Alter derer, die ein »Ruf« auf eine unbefristete Professur erteilt, liegt in Deutschland bekanntlich bei Mitte, häufig Ende vierzig oder gar Anfang fünfzig. Und die Bewerberzahl bei vakanten Professuren in großen Fächern (wie Germanistik, Politik, Soziologie) liegt zumeist im dreistelligen Bereich. Wer nach Promotion, Habilitation, Assistenten- und Privatdozentenjahren nicht wegen mangelnder Qualifikation, sondern wegen der außerordentlich schlechten Arbeitsmarktlage an Universitäten scheitert (und das sind sehr viele!), hat aufgrund seines Lebensalters und seiner Überqualifikation kaum mehr eine Möglichkeit zum Berufswechsel. Er oder sie wird schnell zum tragischen oder, wenn

vom Ehe- bzw. Lebensabschnittspartner alimentiert, zum spöttisch bemitleideten Fall. Gymnasien brauchen als Lehrer keine habilitierten Endvierziger, die Spezialisten für Syntaxtheorie sind; Werbeagenturen können mit Grauhaarigen, die u.a. über Namen- und Zahlenspiele in Goethes Romanen geforscht haben, wenig anfangen; Medienanstalten können alternde Systemtheoretiker nicht sinnvoll einsetzen.

Junge aber durchaus. Und so entscheiden sich viele der Hochbegabten, die früher eine Universitätskarriere angestrebt hätten, heute, wenn nicht gegen die Wissenschaften, so doch gegen die Universität. Aber nicht nur aus den genannten ebenso profanen wie schlagenden Gründen. Sondern auch deshalb, weil die Universität nicht mehr »sexy« ist. Selbst wer noch eine dauerhafte Professur erringt, muss mit dem rasanten Bedeutungsverlust der Universität zurechtkommen. Für die naturwissenschaftlichen und technischen Fächer liegt dieser Bedeutungsverlust auf der Hand. Die Grundlagenforschung ist zu großen Teilen aus der Universität ausgewandert. Große und auch kleine start-up-Firmen bieten nicht nur in finanzieller Hinsicht häufig attraktivere Forschungsmöglichkeiten als die Universität. Doch auch für die erfolgreichen Absolventen geisteswissenschaftlicher Fächer gilt der Satz vom dramatischen Attraktivitäts- und Bedeutungsverlust der Universität. Es ist mehr als eine Philologen-Grille, diesen Bedeutungsverlust schon an den Bezeichnungen für die Universität zu erkennen. Denn nicht nur Philologen muss auffallen, dass selbst anspruchsvolle Universitätsneugründungen heute häufig das Etikett »Hochschule«, Schule und gut neudeutsch »school« bevorzugen: Hochschule für Gestaltung, Bundeswehrhochschule, Technische Hochschule, Fachhochschule für dies und jenes, Wirtschaftshochschule oder neudeutsch Business School, Law School etc. Hochschulen, Schulen und »schools«, wohin man guckt. Das Pathos der Alma Mater und der Universität bestand jedoch genau darin: keine Schule zu sein. Studenten waren schlechterdings erleichtert, die Schule bzw. die Penne hinter sich gelassen zu haben; und Professoren waren stolz darauf, keine Pauker, sondern Forscher zu sein, die zusammen mit den Studenten die *societas magistrorum et scholarium*, also die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden bilden, die die Alma Mater eigentlich ausmacht. Und so lässt sich die Universitätsgeschichte auf eine überschaubare begriffsgeschichtliche Formel bringen: Aus der antiken Akademie wurde die frühneuzeitliche Alma Mater, also die nährenden Mutter, die in Konkurrenz zur Mutter Kirche stand und denen Schutz bot, die an der nackten Wahrheit interessiert waren. Aus der Alma Mater wurde dann um 1800 die moderne Universität, die – *nomen est omen* – auf Universalität und (Stichwort Humboldt) auf unbedingte Unabhängigkeit ihrer Lehre und Forschung achtgab. Und aus der Universität wurde in den letzten Jahren und Jahr-

zehnten die Hochschule oder Business- bzw. Law-school, die all das nicht mehr ist und auch nicht mehr sein will, was einmal die Alma Mater und die Universität ausmachte.

Wieso? Es ist (nicht nur, aber zumal für Wissenschaftler) ein heikles Unterfangen, hochkomplexe Entwicklungen auf eine unterkomplexe Formel zu bringen. Versuchen wir es im Hinblick auf die hochschulpolitischen Entwicklungen der letzten zehn Jahre dennoch! Wer nach einer und eben nur nach einer Formel sucht, die die vielfältigen Tendenzen der jüngeren Universitätsreformen überschaubar macht, liegt wohl nicht ganz falsch, wenn er nur drei Worte bemüht, die überdies ein und denselben Problemkern unterschiedlich benennen: Formalisierung, Verschulung, Enterotisierung.

Formalisierung – das heißt: die Universität war über bemerkenswert lange Epochen hinweg ein weitgehend informelles Gebilde. Von anderen, gerade auch von anderen staatlichen Institutionen unterschied sich die Alma Mater vor allem dadurch, dass sie auf Regelwerke, Vorschriften, Paragraphen, Geschäftsordnungen und Verwaltungsvorgaben wenig Wert legte bzw. sich von all dem nicht behelligen ließ. Selbst Studienordnungen waren entbehrlich; Studenten belegten eben einfach die Lehrveranstaltungen, von denen sie sich einen Erkenntnisgewinn erhofften oder die ihnen von Dozenten bzw. Kommilitonen empfohlen wurden. Verwaltung war das Andere der Universität, das stählerne Gehäuse, vor dem man ja gerade innerhalb der Alma-Mater-Mauern Zuflucht gefunden hatte. »Selbstverwaltung der Universität« hieß einfach: wir brauchen und wir wollen keine Verwaltung, wir regeln das, was geregelt werden muss, informell. Informell waren sowohl die Beziehungen unter den Professoren als auch die zwischen Dozenten und Studenten. Ich habe noch während meines Studiums in den frühen siebziger Jahren Spurenelemente dieses informellen Universitätslebens so irritiert wie fasziniert erfahren. Ein bekannter Heidelberger Germanist war liebenswert indigniert, als ich ihn darum bat, mir (studienplangemäß) einen Teilnahmechein für sein Oberseminar auszustellen. »Aber Sie wollen doch bei mir Examen machen, und ich werde mich doch erinnern, dass Sie an meinem Kolloquium teilgenommen haben; da brauchen wir doch kein Stück Papier,« lautete seine mich beschämende Antwort auf meine Bitte. Vertrauenswürdig sind sogar Anekdoten wie die, dass ein Doktorand nach Abgabe seiner Dissertation zusammen mit dem Zweitgutachter vom Ordinarius zum häuslichen Mittagessen gebeten wurde, man sich gepflegt über den Themenkreis der vorgelegten Untersuchung unterhielt und dann die Mitteilung erfolgte, dies sei nun das Rigorosum gewesen. Der Doktorand hatte dann die (informelle) Verpflichtung, seine akademischen Lehrer zum Doktorschmaus einzuladen. Die universitäre Lust an Ritualen wie dem

Doktorschmaus, dem Fackelzug, dem *dies academicus* (und heute noch in angelsächsischen Universitäten dem *commencement day*) hatte eine leicht zu erkennende Funktion: sie kompensierte den weitgehenden Ausfall an formellen, bürokratischen, institutionellen Regelwerken.

Verschulung – das heißt: wer sich »früher« an einer Universität immatrikulierte, wusste, weil er noch Latein konnte, in aller Regel, was er tat. Er verschrieb sich der Alma Mater, also einer großzügigen Mutter, die ihre Kinder verwöhnt. Die Alma Mater war das schiere Gegenteil der Schule. Die Schule war das Reich der formellen Pflicht, des Zwangs, der Noten, des strengen Reglements. Die Alma Mater war das Reich der informellen Freiheit – inclusive all der reizvollen Zumutungen, die nun einmal mit Freiheit verbunden sind und an denen man auch scheitern kann. Wer soviel Freiheit nicht gewachsen war, konnte einer schlagenden Verbindung beitreten und deren Zwänge genießen. Heute ist die Situation hochgradig paradox: der Schulunterricht wird zusehends entreglementiert. Ein so angesehener Erziehungswissenschaftler wie Hartmut von Hentig fordert in seinem jüngsten Buch *Bewährung – Von der nützlichen Erfahrung, nützlich zu sein*², sogar ausdrücklich eine »Entschulung« für die Mittelstufenjahrgänge und meint damit ganz konkret eine zwei- bis dreijährige Einstellung des Schulunterrichts für die pubertären Altersjahrgänge zugunsten eines jugendbündischen und projektbezogenen Gemeinschaftslebens. Die Universitäten setzen heute hingegen forciert auf Verschulung. Das Stich- und Reizwort dafür ist der »Bologna-Prozess«.

»Bologna-Prozess« ist eine exquisite und riskante Bezeichnung für das, was in den letzten Jahren die europäischen Universitäten ergreift und tief umgestaltet. Denn die europäischen Wissenschaftsminister trafen sich, um die Studiengänge und Studienabschlüsse ihrer Länder einander anzugleichen, zu vereinheitlichen und zu verschulen, so als wollten sie ein Muster an Symbolpolitik vor Augen führen, an den emblematisch herausgehobenen »Erinnerungsorten der Universitätsgeschichte«³: 1998 an der Sorbonne, 1999 in Bologna, 2001 in Prag und 2003 in Berlin, wo im Jahr 2010, dann also, wenn der Bologna-Prozess europaweit »implementiert« sein wird, das zweihundertjährige Jubiläum der Humboldt-schen Universitätsreform ansteht. Mit dem, was diese legendären Universitätsnamen suggerieren: nämlich akademisches Selbstbewusstsein, informelle Studienstrukturen, Abwehr von Verschulungstendenzen, Unabhängigkeit der Forschung von Geldgebern, Selbststeuerung der For-

- 2 Hartmut von Hentig: *Bewährung – Von der nützlichen Erfahrung, nützlich zu sein*, München 2006.
- 3 Holger Dainat: *Von Bologna zum Bologna-Prozess – Zur Studien- und Universitätsreform*; in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 1/2005, S. 19.

schungsprozesse, selbstständige Studienplanung und Entkoppelung von direkten Praxisbezügen – mit all dem räumt ausgerechnet der Prozeß gründlich auf, der nach der selbstbewussten und altehrwürdigen Alma Mater Bologna benannt ist. Zielt er doch auf eine Modularisierung der Studiengänge, auf kontinuierliche Leistungskontrolle, auf eine weit gehende Verschulung des Studiums bis zum sechsten Semester, nach dem der Studierende seinen Bachelor-Abschluss erhält.

Bologna-Prozess – das heißt aus studentischer Perspektive: Die Lehrpläne und Lehrveranstaltungen ändern sich; die Kontrolle der Lernleistungen wird engmaschiger; der Verschulungsgrad des Studiums nimmt drastisch zu; die Studierenden können die Praxisrelevanz der von ihnen besuchten Lehrveranstaltungen einklagen; die Studiendauer nimmt deutlich ab; es werden Studiengebühren fällig; wissenschaftlichen Ansprüchen im engeren Sinne genügen nur die Lehrveranstaltungen, die man / frau nach dem ersten, also nach dem BA-Abschluss (etwa im Rahmen eines Master-Studiums) belegen kann. Eines der gerade aus deutscher Perspektive wichtigsten Ziele des Bologna-Prozesses wurde verblüffend zügig erreicht. Die Quote der Studienabbrecher gerade in den geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächern ging dramatisch zurück – selbst wenn man den erheiternden Umstand berücksichtigt, dass häufig gerade viele der ambitionierten Studenten, die im Ausland oder auch nur an einer anderen deutschen Universität weiterstudierten, statistisch an der Universität, an der sie sich zuerst immatrikulierten, als Studienabbrecher geführt wurden. Das Problem ist also nicht etwa, dass die Umsetzung des Bologna-Prozesses in Deutschland gescheitert wäre. Das Problem ist vielmehr, dass diese Reform überraschend zügig gelingt. Denn das bedeutet nichts anderes als dies: bei sinkender personeller Ausstattung der Universitäten steigt die Zahl der faktisch, nüchtern und entschlossen Studierenden dramatisch an. Aus der Universität wird tatsächlich eine höhere, eine Hoch-Schule. Mit der absehbaren Konsequenz, dass es sich bei denen, die sich in ihr tummeln, kaum mehr um Studierende, sondern um ältere Schüler bzw. kaum mehr um Professoren, sondern eben um Hochschullehrer handelt. Wer früher zu den vielen zählte, die im vierten bis siebten Semester das Studium ab- oder unterbrachen, kann heute in aller Regel einen BA-Abschluss machen, weil dieser im Vergleich zu den klassischen Magister-, Lehramts- oder Diplom-Abschlüssen hochgradig diskontiert ist. Das schafft wirklich jede/r, der/die nicht in frühesten Jahren den profansten Sünden der Welt vollends verfällt: sechs verschulte statt zehn bis fünfzehn – wie es in der Sprache der Erziehungswissenschaft so hübsch heißt – intrinsisch motivierte Semester reichen, die Abschlussarbeit soll den Umfang von 40 statt den ansonsten üblichen 80-120 Seiten nicht überschreiten, die mündliche

Prüfung dauert 20 statt der sonst üblichen 45 oder 60 Minuten (Magister bzw. Staatsexamen) oder sie entfällt gleich ganz und wird »kumulativ« durch den Erwerb von ECTS-Punkten abgegolten. Es überrascht nur hartnäckige Alma-Mater-Romantiker, dass der Bologna-Prozess von vielen Studierenden nicht etwa angefeindet, sondern vielmehr nüchtern akzeptiert und grundsätzlich begrüßt wird. Das Bedürfnis nach übersichtlich verschulten Studiengängen und zügigen Abschlüssen ist im Zeitalter globalisierter Ökonomien zweifellos vorhanden. Kein Wunder, dass sich die psychische Besetzung von Schulzeit und Studium in den letzten Jahren weitgehend verkehrt hat. Abiturienten kämpfen auf Abschlussfeiern mit den Tränen, weil die schöne Schulzeit nun vorüber ist; Studierende sind froh, wenn sie »das«, nämlich ihr Studium, hinter sich haben. Ein Studium, in dem sich die schon jetzt oder bald Studiengebühren zahlenden Studierenden zunehmend mehr als Kunden verstehen, die an Dozenten Dienstleistungsansprüche stellen, wie sie z.B. in den E-Mails anklingen, die mich in letzter Zeit erreicht haben. Was sie tun, entspricht den Anforderungen der Hochschule, die die Postulate des Bologna-Prozess umgesetzt hat. Persönliche Gespräche in den regelmäßig stattfindenden Sprechstunden sind out, sachliche Problemlösung per E-Mail ist angesagt. Womit wir beim dritten Aspekt der jüngeren Hochschulentwicklung sind, der ...

Enterotisierung – das heißt: die Alma Mater wurde romantisch verklärt, gefeiert, geliebt. Den heutigen Universitäten, die sich aus philologisch gutem Grund selbst zumeist als Schulen bezeichnen, begegnen die Studierenden äußerst sachlich. Da wird keine Alma Mater mehr verehrt, da fragt sich der coole Studi, welche Karriere-Aussichten er hat, wenn er die im *Spiegel* oder *Focus* auf ranking-Platz 27 geführte Institution mit einem BA-Abschluss und dem mit x ECTS-Punkten gewerteten Modulschwerpunkt Kommunikationsdesign verlassen hat. Doch nicht nur Studierende, auch die Dozenten haben heute ein, um zurückhaltend zu formulieren, sachlich-distanziertes Verhältnis zu der Körperschaft, der sie angehören. Das ist ganz wörtlich zu verstehen: viele Professoren (und Studenten!) legen Wert darauf, möglichst weit weg von ihrer Universität zu leben.

Formalisierung, Verschulung, Enterotisierung: Man kann die analytische Belastbarkeit dieser Formel testen, wenn man sie mit weiteren Beobachtungen korreliert. Beobachtungen wie diesen, die deutlich machen, wie sich die Universität im letzten Jahrzehnt verändert hat: Drittmiteinwerbung zählt mehr als Prestige; Gremienerfolg ist wichtiger als Forschungsleistung; Forschungsverbund bringt mehr (ein) als Einzelforschung (der Philosoph Martin Seel hat kürzlich eindringlich auf die verheerenden Folgen der Abwertung von Einzelforschung hingewiesen);

Sammelband schlägt Monographie; die universitäre Exekutive (Rektorat und Dekanat) dominiert Fakultäten und Institute; universitätsexterne Einflussnahme (vor allem über Aufsichts- bzw. Hochschulräte) sticht die Selbstverwaltung der Universität aus. All diese Entwicklungen gehen einher mit einem langsam unheimlich werdenden Elite-Diskurs, sie sind aber wirklichen Spitzenleistungen selbstredend abträglich. Was am gegenwärtigen Elite-Diskurs am meisten irritiert, ist neben einem Stilproblem (wer wirklich Elite ist, hat es nicht nötig und wird es schlicht unfein finden, das dauernd zu betonen) eine diesem naiven Diskurs so gar nicht entsprechende wissenschaftshistorische Einsicht: wirklich gute Spitzenleistungen lassen sich mit noch so vielen Programmen nicht erzwingen. Albert Einstein hat seine bahnbrechenden Arbeiten in universitätsferner Klausur verfasst; Erich Auerbach hat sein legendäres Buch *Mimesis* während seiner Istanbuler Emigrationszeit geschrieben. Gute und sehr gute Arbeitsbedingungen in einigen Forschungsbereichen sind löblich; sie herbeizuführen, indem man anderen Bereichen das Überlebensnotwendige wegkürzt, ist eine unverantwortliche Fehlentscheidung.

Die so genannten Geisteswissenschaften haben in der Drei-E-Hochschule, die ständig von Elite, Exzellenz und Effizienz redet, kaum mehr Platz – mit verheerenden Folgen. Zur Klärung der offensichtlichen Großprobleme zu Beginn des 21. Jahrhunderts tragen Genforschung, Neurophysiologie und Biochemie wenig bei; dazu braucht man vergleichende Religionswissenschaftler, Byzantinisten, Koranexperten, Kulturanalytiker, Historiker, Demographen, Textkundige, Psychologen, Politologen, Soziologen. Genau die aber fallen aufgrund der Eigenlogiken ihrer Fächer schlicht durch das Suchraster so genannter Exzellenzinitiativen. Vieles spricht dafür, dass die rasante Entwicklung von der Universität zur nur scheinbar effizienten Hochschule auf mittlere Frist irreversibel ist. Ob es unter systematischen Stress-Bedingungen möglich ist, diese Entwicklungstendenz dadurch zu konterkarieren, dass hinreichend viele Lehrende und Studierende die Alma Mater-Leitidee einer informellen, entschulten und leidenschaftlichen *societas magistrorum et discipulorum* alltäglich wiederbeleben?

Literatur

- Dainat, Holger: Von Bologna zum Bologna-Prozess – Zur Studien- und Universitätsreform, in: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 1 (2005), S. 19.
- von Hentig, Hartmut: Bewährung – Von der nützlichen Erfahrung, nützlich zu sein, München 2006.

